



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

W o c h e n b e r i c h t .

Die Stimmung in Italien. — „Die Diligence von Civita Vecchia ist heute Nacht wieder einmal ausgeplündert worden.“ — Diese tröstliche Nachricht empfing mich, als ich im letzten August in den Posthof zu Rom trat, um über Orvieto nach Florenz abzureisen. Unter den Freunden, die mich begleiteten, hatten zwei erst vorige Woche auf meiner Straße herziehend, das gleiche Schicksal gehabt, die Aussichten waren demnach lockend genug, und wäre ich im Besitz einer Frau gewesen, so hätte ich mich ohne Zweifel noch geschwind in eine Lebens- oder Güterversicherung eingekauft, wenn dergleichen Institutionen in der ewigen Stadt existirten. Statt dessen geben einem die päpstlichen Posten den Trost, daß sie das Gepäck oder die Geldsendungen vollständig gegen Regen und Hagelschlag sichern, nur gerade gegen Räuberei nicht. Es wäre dies auch unzweckmäßig, da in diesem besten aller Staaten die Herren Postofficianten selber zuweilen in freundslichem Einverständniß mit den Briganten stehen, wie sich leider gezeigt hat.

Es ist ein häßlicher Eindruck, den mir das päpstliche Regiment zurückläßt, ich wollte ich könnte ihn aus meinem Gedächtniß verwischen! Demoralisation, Schlendrian und böser Wille überall, und nirgend eine Hoffnung zum Besserwerden, denn selbst jede Reform wird durch die elenden Beamten zum Fluch. So hat man angeblich eine Postreform eingeführt, das Stehlen und Betrügen der Postbeamten aber hat man nicht reformiren können. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß man für einen Brief das Dreifache von dem bezahlen muß, was er eigentlich kosten sollte. Sie wissen schon, daß der Fremde selten auf die Direction geht und reclamirt, thut man dies doch, so wird allerdings ein Theil des Raubes herausgegeben, aber der betreffende Beamte bleibt ruhig an seinem Pult, — es ist eben diesmal nicht gelungen, das ist Alles, was er dabei zu bedauern hat. — Nicht besser steht es mit allen anderen Zweigen des öffentlichen Dienes überall Käuflichkeit, Betrügerei, Willkür und Veruntreuung. Sicherheit des Eigenthums, unbestechliche Rechtspflege, gerechte und gleichmäßige Besteuerung, gute und sichere Straßen, erträgliche Schulen, das sind alles Dinge, die man da nur dem Namen nach kennt. — Natürlich ist die Erbitterung des Volkes über diese, sich beständig verschlimmernden Zustände groß und macht den Aufenthalt unheimlich. Aus der Unzufriedenheit und dem beständigen Conspiriren wird gar kein Geheimniß vor einem gemacht, sobald die Römer nur erst wissen, daß sie einen Fremden vor sich haben. Freilich ist diese Bevölkerung auch sehr verdorben, in den Städten faul und liederlich, überall unwissend und betrügerisch, aber wie sollte eine solche jahrhundertlange Mißregierung auch keine schädliche Rückwirkung auf den Volksgeist äußern? Es ist nur zu bewundern, daß man noch so viel Gutmüthigkeit, Natürlichkeit und Mitleid bei diesen Leuten findet, die von der Regierung nichts haben als Steuern, Schulden und Policeichikane. Statt Schulen läßt der Pabst jetzt Kirchen bauen, Kirchen in Rom, wo es deren fast mehr giebt als Menschen! Das Heer der Pfaffen vermehrt sich wie bei uns das der Soldaten, das päpstliche Gebiet nährt 30,000 fromme, wohlgenährte, fette Väter auf zwei Millionen Einwohner, fast aller Grund und Boden gehört der todten Hand oder dem Adel, — man begreift leicht, warum es da schlecht geht. Unwillkürlich athmete ich auf, als wir endlich

den letzten Schlagbaum dieses fluchbeladenen Landes hinter uns hatten und ungeplündert, wenn auch nicht unbetrogen, hinaus waren.

Die toscanische Grenze würde man übrigens schon an der plötzlichen Veränderung des Landes erkannt haben; die Straße wird auf einmal schön, die Felder zeigen den sorgfältigsten Anbau, die Häuser stehen reinlich und freundlich von den zerfallenen Hütten der römischen Dörfer ab, noch mehr die fröhlichen und sichtlich wohlhabenden und zufriedenen Bewohner, die Bettler verschwinden beinahe ganz und mit ihnen die Pfaffenschaaren, die einem noch eben vorher auf Schritt und Tritt begegnet. Alle öffentlichen Anstalten zeigen von einer verhältnißmäßig guten Administration und nirgend bemerkt man Armuth und Elend, von Räubern spricht man nicht einmal mehr. — Je näher man dem herrlichen, ernst-heitern Florenz kommt, um so lieblichere Fülle trifft man überall, man glaubt aus dem Fegefeuer in ein Paradies versetzt zu sein.

Bei näherer Untersuchung findet man nun freilich bald die Schattenseiten in Land, Volk und öffentlichen Zuständen, die indeß gegen die römischen immer noch erträglich genug bleiben.

Politische Verstimmung traf ich auch hier, die Toscaner können es ihrem Großherzog noch immer nicht verzeihen, daß er ihnen die Destreicher in's Land rief, nachdem sie doch selber der Republik ein Ende gemacht und ihn wieder hergerufen haben wollten. Letzteres ist nun freilich erst geschehen, als sie sich schon an allen fünf Fingern abzählen konnten, daß er auch ohne ihr Zuthun bald kommen müsse, indessen kam er doch nicht, bis er sich durch eine hinlängliche militairische Hilfe sicher gestellt wußte vor den Launen seines guten Volkes. Diesen fremden Schutz, so wie wohl auch die Abschaffung der Constitution, können sie ihm nun nicht verzeihen. Wo er oder ein Glied der Familie sich sehen läßt, werden sie mit dem kältesten Schweigen empfangen; indessen ist von dieser Stimmung, dieser übeln Laune bei dem schlaffen und sanften Charakter des Volkes vorläufig nichts zu fürchten, — durch diesen wird das Regieren gar sehr erleichtert, freilich theilt er sich aber auch den Regierenden mit. Die Justiz gilt wenigstens für kostspielig, schleppend und chicanös, was übrigens zu der Proceßsucht und der Intriguensucht des Florentiners paßt. — Bei der Freude über die toscanische Humanität muß man überhaupt die grenzenlose Depravirung der Sittlichkeit nicht in Anschlag bringen, wenn man sie nicht beträchtlich verkümmert sehen will, es soll z. B. viel schwerer sein in Florenz eine Frau zu finden, die keinen Liebhaber hat, als zwanzig die deren mit und ohne Zustimmung der ehrenwerthen Gatten besitzen; meine eigenen Beobachtungen waren nicht geeignet mich das Gegentheil glauben zu machen.

Diese Art von Demoralisation, die alles Familienleben zerstören muß, hängt allerdings in nicht geringem Grade mit dem ungeheuern Fremdenbesuch zusammen, finden wir doch beinahe ähnliche Resultate in unsren großen Bädern und anderen von Genußsüchtigen viel besuchten Orten, und es dürfte sich bald die Nothwendigkeit ergeben, Fremde von der Familie vollkommen auszuschließen.

Von Florenz ging ich über Livorno nach Genua und Turin — auch Piemont kennen zu lernen, auf das von den Italienern so viel Hoffnung gesetzt wird: — Unstreitig bilden beide letzteren Städte einen merkwürdigen Gegensatz zu allen übrigen italienischen Orten im ganzen Verhalten ihrer Bevölkerung. — Genua, Handelsstadt durch und durch, gemahnt mich sehr an unser Hamburg oder Leipzig mit der rastlosen Betriebsamkeit und dem frohen, unabhängigen, arbeits- und genußlustigen Wesen seiner

Bewohner. Sie haben es noch lange nicht vergessen, daß ihre Stadt einst frei und mächtig gewesen, der alte unruhige republikanische Geist liegt ihnen noch in allen Gliedern. Wohlthätig weht einen aber die frische Lebensluft hier an, von dem verbissenen gedrückten Wesen fand ich hier keine Spur, trotz dem überall vorhandenen Ueberfluß an Soldaten wird an allen öffentlichen Orten über Tagesfragen, denen man sonst auf der Halbinsel gar vorsichtig aus dem Wege geht, frei und ungenirt verhandelt. Hier lebt man, während man dort nur vegetirt.

Noch auffallender ist dies in Turin, das doch ganz als Residenz und Militairstadt erscheint, in einem Grade wie dies selbst in Berlin kaum der Fall ist. Die Bevölkerung betrachtet aber den Krieger offenbar mit Theilnahme und Wohlwollen, von einer Trennung zwischen Civil und Militair ist nichts zu merken, das offene vergnügte Wesen beider zeigt uns augenblicklich, wie hier Regierung und Volk in lebendiger Wechselwirkung stehen und das Volk weiß oder glaubt, daß die erstere mit ihm gehe, nicht ihm gegenübersteht.

Dies stark hervortretende Bewußtsein der Bethheiligung am Staat wird man sonst nirgend in Italien finden, wo sich der Einzelne gewöhnlich abgeneigt oder, wenn's hoch kommt, gleichgültig gegen denselben verhält.

Die Italiener haben mir sonst leider überall den Eindruck eines altersschwachen Volks gemacht, von der Wiedergeburt, von der sie mit so viel stolzem Dünkel sprechen, ist es mir nirgend gelungen, deutliche Spuren zu entdecken, weder in den erschlafften und verderbten Sitten, wo das rechte Ehrgefühl, jedweder gesunde moralische Maßstab, gar sehr abhanden gekommen scheint; nicht in ihrer bildenden Kunst, die kaum irgendwo von selbstständigen Lebens-Elementen zeigt, sondern sich auf die Nachahmung der neueren Franzosen und Deutschen beschränkt, kann mehr in der Literatur, die eigentlich kaum existirt, denn wer überhaupt liest, liest blos französische Bücher; nicht im Theater, wo selbst das alte originelle italienische Lustspiel immer mehr den Uebersetzungen französischer und bisweilen deutscher Stücke weicht, und ebenso wenig in der Wissenschaft, die trotz der zahlreichen Universitäten eher verfällt, obgleich die einheimischen Kritiker sich im lächerlichsten Lobe der unbedeutendsten Producte einheimischer Geistesthätigkeiten zu überbieten suchen. — Selbst die Musik, sonst der eigenthümlichste und schönste Besitz Italiens, bewegt sich in sehr ausgefahrenen Bahnen, das Volkslied existirt kaum mehr dem Namen nach, die unteren Klassen trällern fast blos Opernarien, ich glaube nicht, daß vom Gardasee bis Neapel ein Dugend Lieder im Volke existirt, das über fünfzig Jahre alt ist.

Gänzliche Ermattung aller Productivität, durchgehende Schlassheit, Unsittlichkeit und betrügerischer unwahrer Charakter, aufgeblasenes, dünnelhaftes, phrasenhaftes Wesen, höfliche, gutmüthige, abgeschliffene, humane aber perfide Umgangsformen dürften schwerlich diejenigen Nationen charakterisiren, die sich zu regeneriren im Begriff sind. Man wird mir vielleicht das starke Nationalgefühl entgegenhalten, in dem die Italiener zu ihrer Ehre zunächst uns gar sehr übertreffen, aber einerseits haben die Polen und Ungarn, die Juden und sogar die Wilden in Nordamerika dies Nationalgefühl auch in noch höherem Grade, ohne daß es sie vor dem Untergange geschützt hätte, andererseits ist der Particularismus in zweiter und der persönliche Egoismus in erster Linie doch einsteilen noch stärker als jene allerdings sehr lobenswürdige Eigenschaft.

Thätigkeit, Energie, bescheidenes Selbstbewußtsein und Opferbereitschaft dürften, wie gesagt, in Piemont am ehesten zu finden, hier also vorzugsweise frische Lebenskeime vorhanden sein, die ich sonst so selten zu erkennen im Stande war.

Kommt man von Turin nach Mailand, so fällt einem der Unterschied gar unbegreiflich auf. Obwohl reicher, bevölkerter, besser gelegen als jenes, erscheint das letztere den Reisenden doch lebloser, man fühlt das Gedrückte, Gelähmte sogleich. — Man sieht den Mailändern den Depit, denn Erbitterung kann man's kaum nennen, noch überall an. In ihren Gefühlen ist jedenfalls der Aergir, wenn auch unbewußt, vorherrschend, daß sie gewogen worden und zu leicht befunden. — Dergleichen gesteht man sich selbst nicht gerne ein, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, und zieht lieber vor im Allgemeinen verdrießlich zu sein. So sieht denn jetzt die üppige blühende Stadt ziemlich trübselig aus, der sonst so berühmte Corso ist leer, viele Paläste verschlossen, ihre Besitzer schmollend in Turin. Die Abneigung gegen die österreichische Regierung ist allerdings jetzt ganz passiv, in dieser Passivität aber entwickelt sie immerhin große Beharrlichkeit und Consequenz, die Dinge sehen hier noch ganz anders aus als in Venedig. — Gesellige Verbindungen zwischen den italienischen Familien und den deutschen Beamten oder Officieren existiren so gut als gar nicht, sogar in den Caffeehäusern ist man noch ziemlich abgesondert. Indessen hat diese Trennung an Bitterkeit gegen früher offenbar sehr verloren, wenn nichts Besonderes einträte, so würde sie wahrscheinlich in einigen Jahren ziemlich aufhören. Bei jedem der zahlreichen militairischen Spektakel, ja bei der einfachsten Musik drängt sich das Volk überall zahlreich herzu, während sich früher nur die ungemeine Dede bemerkbar machte, welche durch die Erscheinung von Paraden u. in den Straßen bewirkt wurde. Zur lärmenden Fröhlichkeit bei solchen Gelegenheiten, wie die gutmüthigen Venetianer, werden die Lombarden freilich noch nicht so bald kommen. — Die Regierung wird sich darum nicht kümmern, durch Gerechtigkeit und Strenge kommt sie in ihrer Weise weiter, sie imponirt mehr. Uebrigens scheint mir, daß sie gegen die tropenden und conspirirenden Nobili noch ziemlich nachsichtig verfährt. Der Bürger- und Bauernstand wären viel leichter zu gewinnen und taugen auch viel mehr als jene übermüthige, durch und durch von französischer Fäulniß angefressene Klasse, die einerseits theoretisch mit dem Republikanismus coquettirt, sich aber praktisch vorzüglich durch ihre Bauernschinderei auszeichnet, gleich dem polnischen und ungarischen Adel. — Wie frivol und unwürdig ihr Geschmack ist, kann man am besten beurtheilen, wenn man sich um die geistige Nahrung bekümmert, die sie zu sich nimmt und zu diesem Behufe die Theater besucht, die Kunst-, Buch- und Musikalienläden, so wie ihre eignen Sammlungen und Galerien durchmustert.

Den elenden Zustand des Theaters habe ich erwähnt, das wahllos alles Schlechte aus der französischen Hegenküche nimmt, und so die Leute gewöhnt, nach Paris beständig als nach einem Orakel oder Maßstab für neue sittliche und politische Ideen, wie für neue Theaterstücke, Hüte und Handschuhe, hinzublicken. Noch schlimmer aber steht es mit dem, was ich in Kunst- und Buchläden sah. Eine solche ausschließliche Besetzung des Marktes durch französische schlüpfrige Bilder ist mir noch nirgend vorgekommen; wenn ein junges Mädchen an einem Mailänder Bilderladen eine Minute steht, so ist das genug, um sie zeitlebens zu verderben, und ich bewundere nur die Toleranz der Polizei, die dergleichen duldet. Freilich erfordert die Billigkeit zu gestehen, daß die Stadt, die darin nach Mailand am meisten leistet, unbedingt Wien selbst ist, und zwar für dieselbe Klasse, die dort vorzugsweise für Maitressen und Pferde Sinn hat. Dieser Cynismus geht durch alles italienische Leben, durch ihre ganze neuere Kunst; es handelt sich bei ihren Bildern immer vorzugsweise nur darum, die Sinne zu reizen, keineswegs

das Gemüth zu ergreifen und zu erheben. Mailand geht mit seiner nicht ganz unbedeutenden Kunstproduction in diesem Sinne voran, aber selbst in Rom droht diese Kunstentartung andere Richtungen zu verdrängen, und ein nicht geringer Theil unsrer Landsleute dort ist davon angesteckt, weil das Publicum vorzugsweise solche Darstellungen sucht und kauft. Nicht besser als mit dem Kunst- — ist es mit dem literarischen Geschmack des Mailänder Adels bestellt, auch hier herrscht französische Bildung mit welschem Gynismus vermischt, an ernsthaftes Studium, an Streben nach Selbsterkenntniß, das doch durch die neuesten Erfahrungen hinlänglich motivirt wäre, ist nicht zu denken. — Während man in Deutschland überall die Tendenz bemerkt, sich über die Ursachen der erlittenen Niederlagen genaue Rechenschaft zu geben und positive Grundlagen für den neuen Staat aufzusuchen, während dort alle Parteien ohne Ausnahme ihren Reinigungsproceß mit sich vornehmen, während man gerade aus dieser Einsicht in die eigene Fehlerhaftigkeit die Hoffnung auf ein Besserwerden schöpfen kann, ist von alle dem in Italien nichts wahrzunehmen, im Gegentheil ist die grenzenlos hohle Dünkelhaftigkeit so groß als je.

Ziehe ich daher die Summe meiner Erfahrungen im ganzen Lande zusammen, so ist das Resultat freilich wenig tröstlich. Die Zustände des Kirchenstaates sind zu unhaltbar, in Toskana, Modena, Parma und der Lombardei sind zu viel unzufriedene Elemente, im gesunderen und aufblühenden Piemont zu viel Machedurst, als daß der Brand nicht bei der ersten Gelegenheit wieder ausbrechen und schnell weiter getragen werden sollte, ohne zu irgend glücklichen Ergebnissen führen zu können. — Bei den jetzigen Zuständen der Moralität und Bildung, vorzüglich der oberen Klassen, vermöchte ich von einer neuen Bewegung nur neues Unglück für das schöne Land zu erwarten. —

Von allmählichen Reformen, einer Verbesserung des Unterrichts, Einschränkung des Alles aufzehrenden Pfaffenwesens, Erweiterung der communalen Selbstständigkeit und allmählicher Erweckung wissenschaftlichen Geistes und freierer Discussion, wäre vielleicht eher etwas zu hoffen; doch dazu ist von Seite der gleichzeitig schlaffen und willkürlichen nationalen Regierungen wenig Aussicht, wenn man nicht von Wien aus mit gutem Beispiel, mit strengem, aber wohlwollendem Eifer vorangehen will. In der That schien dies eine Zeitlang die Absicht zu sein. Ob es sie jetzt noch ist, möchte ich bezweifeln.

Pariser Brieffschaften. — Endlich hätten wir ihn —, fast sagte ich, den freien deutschen Rhein, doch will es vor der Hand nur heißen: unsren lang ersehnten und erstrebten Kaiser. Dem Suffrage universel ist seine letzte Kraftanstrengung wohl gelungen, und der in seinen Illuminationen progressirende Schneider konnte um einige hundert Tausende Stimmen mehr beleuchten. Für die Erleuchtung der Volksstimme hatten schon die Präfecte mit den Ministern gesorgt. Der erste Monarch, der den neuen Kaiser anerkennt, ist ein Bourbone, der König von Neapel was eine der vielen merkwürdigen Erscheinungen mehr ist, welche die Geschichte der neuern Zeit so reichlich bietet. Also *Par la grace de Dieu, par la volonté nationale*, und mit der freudigen Beihilfe *Abd-el-Kader's* ist das Kaiserreich neu belebt aus dem Invalidendome wieder hervorgebrochen. Frankreich hat seinen Augustus gefunden. Wir haben die unbequeme republikanische Hülle ganz von uns geworfen und stehen in vollem kaiserlichen Ornate vor dem erstaunten Europa da. Wie Frankreich das aufgenommen, können Sie aus meiner letzten

Briefschafft ersehen. Die religiöse Indifferenz hat nun eine Schwester in der politischen im Herzen der Franzosen gefunden, und diese lassen das Kaiserreich über sich ergehen, als ob es sich um Haiti handelte und nicht um das eigene Vaterland. Eigentümlich und kennzeichnend für die Franzosen ist die plötzliche Wendung in ihrer Sprachweise, die über Nacht wie durch ein magnetisches Rapportwunder ganz allgemein geworden. Bisher, wo noch einige Schwierigkeiten, wenn auch nur scheinbar, den hochstrebenden Plänen Napoleon's III. sich entgegenstellten, war Alles für den Kaiser, das heißt, glaubte Alles an das Gelingen seiner Zwecke und seiner zukünftigen Absichten. Die Börse, die Politiker, man kam allgemein überein, daß Louis Napoleon ein Sonntagskind sei, dem Alles nach Wunsch von Statton gehen müsse. Jetzt, wo er in den Tuileries wohnt als proclamirter, legalisirter, bald von allen Staaten Europas anerkannter Monarch, jetzt schütteln sie altklug das Haupt, der Börse schlottern die Beine, und kein Mensch hat Zutrauen mehr auf den Bestand der Dinge. Ist man vorwiegend oder unfranzösisch genug, zu fragen, woher diese plötzliche Veränderung in der Anschauung der Dinge? antwortet man einem: „Das ist ganz natürlich, und jedes Kind muß es einsehen; Louis Napoleon hat erreicht, was er wollte, er hat die unmöglichsten Wünsche seines Ehrgeizes erreicht, und nun kann es nur abwärts mit ihm gehen.“ Diese Ueberzeugung liegt in der Luft, man athmet sie ein, ohne zu wissen, wo und wie. „Maintenant ce ne peut que degriugoler!“ damit ist Alles gesagt, und der gute Franzose lächelt schelmisch wie Talleyrand, wenn er einer diplomatischen Spitzbüberei den tadellosen Salonfrack umgehängt. Wenn ich Ihnen hier von Franzosen spreche, so will ich nicht bloß den Kannegießer, den politischen Spießbürger gemeint wissen, ich spiele dabei auf dasselbe Suffrage universel an, das Louis Napoleon zum Napoleon III. gemacht hat. Selbst Thiers denkt nicht anders, und er hielt es für der Mühe werth, eine besondere Reise nach Claremont zu machen, um der jüngern Linie der Orleans von der Fusion abzurathen, da das Kaiserreich nicht lange dauern könne. Vielleicht läßt sich Thiers bereits zum Ministerpräsidenten ernennen, und kommt mit einem Portefeuille in partibus infidelium zurück. Das Revolutioniren ist den Franzosen noch lange nicht so sehr aus dem Kopfe gegangen, als man vielleicht glauben möchte. Sie sind müde wie eine Tänzerin, die etwas zu viel gewalzt hat, aber lassen Sie die gute Dame nur ausschmaufen, und Sie sollen sehen, was aus ihrem Gelübde, nie mehr einen Tansaal zu betreten, werden wird. Frankreich ist wie Rousseau, nach jedem Werke, das über die Barrikaden geht, schwört es, das soll meine letzte Revolution sein, und ehe man noch Zeit hat, sich von der letzten zu erholen, kommt die neue. Hiermit wollen wir aber durchaus nicht die Eulenspiegeltheorie von Berg an und Berg ab der Franzosen in Schutz nehmen. Ich glaube vielmehr, daß Louis Napoleon, ein unvorausehbares Ereigniß abgerechnet, ganz der Mann ist, die Lektion, welche Frankreich durch den zweiten December bekommen, nach allen Seiten hin zu vervollständigen. Was bisher geschehen, ist nur ein kleiner Anfang, und ein geistreicher Freund von mir hat ganz Recht, wenn er sagt: „nous n'aurons pas la liberté, il est vrai, mais nous aurons une prison démocratique avec des fers sociaux.“ Für die Gestaltung der Dinge im Innern wird es gewiß so kommen, und trotz der fortwährenden Fuldigungen, welche der Kaiser der Geistlichkeit (wie man sagt, der Religion) darbringt, trotz der voraussichtlichen Gründung eines neoimperialistischen Adels, trotz der Mitschuld an dem agiotirenden Treiben der Bourgeoisie wird der Kaiser Alles thun, um

keinen Augenblick etwas Anderes zu sein, als der *empereur* der *canaille*, wie Berfigny schon vor zwei Jahren prophetisch vorausgesagt. Auf diese Weise soll nach innen das gegenwärtige System gefestigt werden und eine möglichst breite Grundlage erhalten. Nach außen hin wird Louis Napoleon mit Elihu Bourrit an Friedensphrasen wetteifern, er wird alle Mächte einschläfern, bis die Dragoner und Guirassiere gehörig eingeübt sind, bis sich ein Vorwand findet, und dann wird zum Angriffe geblasen, wie am zweiten December auf den Boulevards. Das ist meine feste Ueberzeugung, und das glauben auch Alle, die den Kaiser näher kennen, die mit den Hoffnungen und Träumen der französischen Generalität vertraut sind. Wann und wie, schwebt Louis Napoleon selbst noch nicht deutlich genug vor. Er wird sich eine Zeit lang Ruhe gönnen, er wird es durchsetzen, daß der Papst nach Fontainebleau kommt, um ihn in Paris zu krönen; er wird eine Heirath schließen, aber der Stoß muß kommen, die Veranlassung dazu liegt in der Logik der Dinge, im Charakter des Mannes, der sich jetzt Kaiser der Franzosen heißt; sie liegt in der Beschaffenheit der französischen Denkweise. Selbst tausend kleine Einzelheiten, die mit den großen Ursachen bedeutungsvoll zusammenfallen, weisen auf die Nothwendigkeit eines solchen Ausganges hin. Man mag die Umgebung des Kaisers vor Augen haben, oder seine Haltung gegenüber der Armee und Allem, was damit zusammenhängt, berücksichtigen, man mag auf den Salon hören oder auf den Markt — Alles stimmt darin überein, daß die Friedensrede von Bordeaux blos einen Waffenstillstand bedeute, aber keinen andauernden Frieden.

Mittlerweile sind wir munter und lassen uns Nichts abgehen, und wenn die Baisse der Börse, welche der glorreichen *Haussse* so unerwartet schnell folgte, Paris nicht etwas mißmuthiger gestimmt hätte, wären wir selig wie Capuaner. Das ist ein Saus und Braus, das ist ein Luxus, das ist ein Schlemmen und Prassen! Wer sich blos an die offenbare Genußsucht der Franzosen hielte, der würde lachen, spräche man ihm von einem Kriege, den diese Nation machen sollte! Theater, Bälle, Lucullusmahle, Spielhäuser und *Bouvoirs* des XIII. Arrondissements sind die Elemente, in denen sich der Pariser ausschließlich bewegt. Der Politik haben sie adieu gesagt, aber die Wissenschaft hat Nichts gewonnen; die Franzosen sind nicht wie die Deutschen, daß sie Schätze aufspeichern zum Frommen künftiger freier Zeiten. Der Franzose macht heute eine Theorie, um sie morgen in's Leben zu führen, übermorgen ist ihm eine Ewigkeit, und für diese läßt er den Pfaffen allein sorgen. Während des ganzen Jahres, wo alle geistige Kräfte der Nation vom politischen Terrain sich zurückgezogen, ist auch nicht ein einziges Buch von Bedeutung erschienen. Wenn die Franzosen keine Zeitungsartikel schreiben können, schreiben sie auch keine Bücher. Das Theater erschöpft die ganze literarische Schöpfung, und das *Feuilleton* ist das Universum der schöngeistigen Literatur. Die Theater brachten in neuerer Zeit einige interessante Erscheinungen. Die Boulevards weinen sich an einem melodramatischen Nährstücker ihres Racine Bonchard die Augen wund. Jean le cocher hat einen Erfolg, welcher selbst den für den Geschmack der Pariser den schmachvollen der *Dame aux camelias* hinter sich zurücklassen dürfte. Dieses Stück ist fast noch unwahrscheinlicher und unsinniger, als der zweite December mit seinem kaiserlichen Corollarium, allein es trifft die populaire Fieber mit einer Meisterschaft, die nicht genug zu bewundern ist. Da sollen Sie sehen, wie sich Achilles-Claque verdroffen in sein Zelt zurückzieht, da sollten Sie hören, was die Stimme der Natur und die derben Hände begeisterter Blousenmänner zu Stande bringen. Jedes Wort, jede Nuance, jede Bewegung wird aufgegriffen und mit

Beifall belohnt. Wie da die Tugendhelden und Heldinnen mit Bängen und Herzklopfen durch das Purgatorium der sieben Acte verfolgt werden! Wie da der Bösewicht mit dem ganzen Ingrimm des weiblichen und männlichen Sittlichkeitsgefühles niedergedonnert wird! Sie erlassen mir es, Ihnen die Geschichte zu erzählen, es genüge Ihnen zu wissen, daß unsre Helden erschossen, ertränkt, von den schwärzesten Cabalen fest umspunnen werden und doch am Ende unversehrt glücklich in die rosigen Gefilde der Freundschaft und Ehe einziehen, daß Einem ordentlich das Herz wackelt vor Freude und Zufriedenheit. Die eine Hauptheldin (wir haben deren zwei) macht sogar zwei Ehen durch, ohne Einbuße an ihrer Tugend und Liebe. Diese Bigamie aus Mutterliebe und Hochsinn ist vollends ein Prachtstück der dramatischen Boulevardphantasie. Sollte ich Ihnen den Mund wässrig gemacht haben, so diene Ihnen zur Kunde, daß der französische Kutscher wahrscheinlich die Tour durch ganz Deutschland machen dürfte, und Dank sei es den Eisenbahnen, bald und schnell genug für jegliche Ungebuld. Bonchard kennt sein Publicum, er foltert und martert es nach Belieben ein halb Duzend Aufzüge hindurch, das Publicum läßt sich von ihm Alles gefallen, denn es weiß, Bonchard ist aus der Schule von Molière's Magd und ist patentirt avec garantie du gouvernement für glückliche Ausgänge. Friedrich Lemaitre stottert seine zahnlosen Phrasen im Tacounet der Variétés her. Das ist ein unbedeutendes Nachwerk und verdient keiner weitem Würdigung. Wir wollen hoffen, daß George Sand's Genie die Reste von Lemaitre's Talent wach blasen werde, und daß die oberen Boulevards ihn das alte sichere Terrain wieder finden lassen. Im Gymnase gefällt ein Conversationsvaudeville „Der Sohn vom guten Hause“ ausnehmend. Der Verfasser ist Bayard, und diesmal ganz Bayard ohne Tadel und Makel, das heißt im französischen Sinne. Ein fils de famille wird Schulden halber gemeiner Soldat — wo wird man nicht Schulden halber, nach Umständen, auch Kaiser — verliebt sich in eine reiche Wittve, macht ihr im Civilkleide ganz reglements-widrig den Hof, schlägt sich noch reglements-widriger mit seinem Nebenbuhler, der zugleich sein Obrist ist, er wird verwundet, ist nahe daran, erschossen zu werden, aber Dank sei es der Großmuth seines weicherzigen Obrist, er heirathet seine Geliebte. Das nennt er Großmuth! mochte Scribe sagen, und es ist auch möglich, daß der pffiffige Obrist blos eine Veränderung der Strafe für den Subordinationswidrigen in der Erfüllung seiner Wünsche gesehen. Das ist das ganze Stück — aber wie wird das gespielt, mit welcher Vollendung im Einzelnen, mit welcher Uebereinstimmung im Ensemble Gute Schauspieler haben die Deutschen auch, aber gute Schauspielergesellschaften nur die Franzosen. Sogar das Odeon hat endlich einen Erfolg zuwege gebracht, post tanta discrimina rerum. Henri Meunier, der Schauspieler, Schriftsteller und Zeichner, hat im Joseph Prudhomme die Incarnation der suffisanten, dummen, komischen und glücklichen Bourgeoisie gezeichnet und einen bleibenden Charakter geschaffen. Wir wollen einmal bei Gelegenheit auf dieses Stück zurückkommen. Im Théâtre français wird Sullivau gegeben — mittelmäßig; dieses Lustspiel wird erst gefallen, wenn man sich überzeugt haben wird, daß Ponsard's erwartete Komödie noch schlechter ist. Die komische Oper zehrt am Père Gaillard von Niber und verspricht eine neue Oper von Adam und Scribe. Die große Oper zieht durch die Wiederaufführung von Rossini's Misère. Die italienische Oper zieht gar nicht. Nächsten Dienstag soll die Louise Müller zur Aufführung kommen. Die Gruwelli ist das Factotum der Saison, und das sagt Alles. Concerte haben wir noch keine zu überstehen gehabt — aber das wird schon losgehen.

Signori Bieuztemps sind hier und wollen sich hören lassen. Wilhelmine Claus wird leider nur ein Concert geben, da sie in Rußland erwartet wird. Die junge Künstlerin dürfte wahrscheinlich ihren Weg bei Ihnen durchnehmen, und da werden Sie sich überzeugen, ob der Enthusiasmus für dieses außerordentliche Talent gerechtfertigt sei.

Sektor Berlioz in Weimar. — Es sind uns über die neuliche Anwesenheit des französischen Componisten in Weimar mehrere Berichte zugekommen, aus denen wenigstens so viel augenscheinlich erhellt, daß dort die Begeisterung für seine Werke eine ziemlich allgemeine geworden ist. Der gemäßigteste unter diesen Berichterstatlern nennt Berlioz den französischen Beethoven. Zuerst hat Berlioz seine Oper „Benvenuto Cellini“ dirigirt, welche im März nicht hinreichend angesprochen hatte, sich diesmal aber des allgemeinsten Beifalls erfreute, dann, am 20. November, hat er in einem eigenen Concert seine Symphonie „Romeo und Julie“ und die beiden ersten Theile zu „Faust's“ Höllenfahrt vorgetragen. „Ein stürmischer Applaus,“ erzählt unser Berichterstatler, „empfang den Meister, als er an das mit Guirlanden und Kränzen geschmückte Dirigentenpult trat. Die tiefe Stille, eine seltene Aufmerksamkeit, die enthusiastische Empfänglichkeit, die bei jeder Nummer in ungeheurem Applaus sich aussprach, der einstimmige Hervorruf soll den Meister zu Thränen gerührt haben.“ Der weiteren Beschreibung können wir kaum mehr folgen. „So z. B. die Erzählung von der Fee Mab, eine Darstellung voll Schwung und Leben, nicht allein für's Ohr, sondern auch für's Auge, da Berlioz die Shakspear'schen Figuren nicht blos erzählend vorführt wie Mendelssohn, sondern inmitten des Handelns derselben anschaulich hineinversetzt.“ — Am letzten Tage seiner Anwesenheit wurde dem Künstler von der Kapelle ein Festmahl veranstaltet, wobei ihm von derselben ein silberner Tactirstock überreicht wurde. Der Großherzog von Weimar verlieh ihm den Falkenorden, der Musikdirector Roer übergab ihm eine Phantase für Orchester über Themen aus Benvenuto Cellini, die im Theater bei einem Schauspiel aufgeführt war, und ein Dichter der Zukunft, Robert Griepenkerl, verherrlichte in einem Toast das einheitliche, von Franz Liszt angeregte Kunststreben in Weimar, in dessen Anerkennung wir gern mit einstimmen; denn wenn wir auch die bestimmte Richtung des Geschmacks, die hier vertreten wird, nicht theilen können, so ist es doch ein großes, nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst von Seite des Dirigenten, im Publicum eine rege, anhaltende und ernste Theilnahme an der Kunst überhaupt hervorgerufen zu haben. — Berlioz hat versprochen, im Frühling wieder zu kommen und sein Requiem zur Aufführung zu bringen.

Unser eigenes Urtheil über Berlioz behalten wir uns vor, hier machen wir nur auf das Urtheil eines andern Künstlers der Zukunft aufmerksam. Richard Wagner sagt in seinem Werk „über Oper und Drama,“ erster Theil, p. 122, von Berlioz, er habe allerdings Beethoven fortgeführt, aber nach einer Richtung hin, die dieser selbst mit Recht aufgegeben hätte.“ Die oft flüchtig hingeworfenen kahlen und grellen Federstriche, in denen Beethoven seine Versuche zum Auffinden neuen Ausdrucksvermögens schnell und ohne prüfende Wahl aufzeichnete, fielen als fast einzige Erbschaft des großen Künstlers in des begierigen Schülers Hände.... Gewiß ist, daß Berlioz' künstlerische Begeisterung aus dem verliebten Hinstarren auf jene sonderbar grausen Federstriche sich erzeugte: Entsetzen und Entzücken faßten ihn beim Anblick dieser räthselhaften Zaubergeichen, in die der Meister Entzücken und Entsetzen zugleich gebannt hatte, um

durch sie das Geheimniß kund zu thun, das er nie in der Musik aussprechen konnte und einzig doch nur in der Musik aussprechen zu können wählte.

Künstliche Aufregung und fieberhafter Schwindel war aber nur Berlioz' Begeisterung; erwachte er aus ihm, so gewahrte er mit der Abspannung eines durch Opium Betäubten eine frostige Leere um sich her, die zu beleben er sich mühte, indem er die Erhizung seines Traumes sich künstlich zurückrief, was ihm nur durch peinlich mühsame Abrihtung und Verwendung seines musikalischen Hausrathes gelingen wollte. In dem Streben, die Bilder seiner grausam erhizten Phantasie aufzuzeichnen und der unglaublichen Welt seiner Pariser Umgebung genau und handgreiflich mitzutheilen, trieb Berlioz seine enorme musikalische Intelligenz bis zu einem dahin ungeahnten technischen Vermögen. Das, was er den Leuten zu sagen hatte, war so wunderlich, so ungewohnt, so gänzlich unnatürlich, daß er dies nicht so gerade heraus mit schlichten, einfachen Worten sagen konnte, er bedurfte dazu eines ungeheuren Apparats der complicirtesten Maschinen, um mit Hilfe einer unendlich fein gegliederten und auf das Mannichfaltigste zugerichteten Mechanik das Kund zu thun, was ein einfach menschliches Organ unmöglich aussprechen konnte, eben weil es etwas ganz Unmenschliches war.... Er hat es den Musikern möglich gemacht, den allerunkünstlerischsten und nichtigsten Inhalt des Musikmachens durch unerhört mannichfaltige Verwendung bloßer mechanischer Mittel zur verwunderlichsten Wirkung zu bringen.“ —

Musik. — Die musikalische Wintersaison Leipzigs steht durch ganz Europa in gutem Rufe, die Stadt verdient aber auch dieses Renommee. Folgendes z. B. ist in den letzten Wochen hier aufgeführt worden: Im ersten Concert des Musikvereins Euterpe: Ouverture zu dem Wasserträger von Cherubini, Sinfonie in C-Dur von Franz Schubert; Arie aus Fidelio von Beethoven und Lieder von Niccius, Franz und Riez, gesungen von Fräulein Buß; Fantastie für Pianoforte, Chor und Orchester von Beethoven, die Pianofortestimme gespielt von Fräulein Marie Wied aus Dresden, und zuletzt Fantastie von Leop. de Meyer für Pianoforte, durch dieselbe Künstlerin. — Im zweiten Concerte dieses Vereins: Die Ouverture zur schönen Melusine von Mendelssohn-Bartholdy, Sinfonie pastorale von Beethoven; Bacchus-Chor aus Antigone von Mendelssohn und Männerchöre von Dürner, Petschke und Gade, gesungen von dem Pauliner-Sängerverein; Concert für die Violine in A-moll von Molique und La Napolitana, Fantastie von Franz Schubert, gespielt von dem Königl. Kammermusikus Heinrich Niccius aus Dresden. — Musikdirector des Vereins ist, wie in früheren Jahren, A. F. Niccius.

Das sechste Gewandhaus-Concert brachte die Ouverture zur Iphigenie in Aulis von Gluck und die Sinfonia eroica von Beethoven; die in Lodoiska eingelegte Arie für Sopran von C. M. von Weber und die Siciliana von Pergolese, gesungen von Fr. Bury; Adagio für die Violine von Spohr, und Concert (Nr. 4) von A. Bott, gespielt von dem Großherz. Oldenburgschen Kapellmeister A. Bott. — Im siebenten Gewandhaus-Concerte: Eine neue Sinfonie von Ferd. Kufferath, Ouverture zur Fingals-Höhle von Mendelssohn und Ouverture zum Freischütz; Scene und Arie mit obligater Violine von Mozart, vorgetragen vom Concertmeister F. David und Fr. Bury, dann